



Nr. 9.

Prag, den 2. Mai 1913.

XIV. Jahrg.

Maskir. *)

Achron schel Pefach! Maskir soll beginnen.
 Still wirds im Gotteshaus mit einem Mal.
 Ein rascher Schritt noch vor der Tür — doch innen
 Hemmt ihn das Schweigen. Stille überall.

Und leise Stimmen heben an zu singen:
 „Was ist der Mensch? Sein Erdenwallen was?
 Was all sein großes Streben, all sein Ringen?
 Dem welken Blatte gleicht er, dürrem Gras.

Der Wolke gleich, ein Schatten, er in Eile
 Am hellen Sonnenlicht vorüberfliehet,
 Den andern sichtbar eine kurze Weile,
 Eh' er in ferne, fremde Weiten zieht.

Zerbrechlich all sein Glück, und rasch zerronnen,
 Was er an Schätzen voller Müh' erwarb.
 Was seiner Tage schwere Arbeit auch gewonnen,
 Es bleibt zurück. Er mühte sich — und starb.

Doch Du, o Herr, Du breitest Dein Erbarmen
 Gleich einem weichen Mantel über ihn,
 In Deine Liebe hüllst Du sanft den Armen,
 Und selig sicher ruht er stets darin.

Denk, Herr, der teuern Mutter, denk des Vaters,
 Des lieben Vaters, Herr, gedenke Du,
 Gedenke aller, die im Tal der Schatten,
 Und wende ihnen Deine Gnade zu!

Und gib, daß unsre Liebe erst entschwinde
 Mit unsrer treuen Herzen letztem Schlag,
 Und daß Dein ganzes Volk sich wiederfinde,
 Wenn uns erscheint einst der Erlösung Tag!“

*) Seelenandacht am 8. Pefachtage.

Siegmond Werner.

III. B. M., Kap. 19, V. 33, 34. קדושים

„Und wenn bei dir weilet ein Fremdling in euerm Lande, sollt ihr ihn nicht drücken. Wie der Eingeborene unter euch sei auch der Fremdling, der bei euch weilet, und du sollst ihn lieben, wie deinesgleichen, denn selbst waret ihr Fremdlinge im Lande Mizrajim.“ Hätte ich den hebräischen Titel nicht angeführt, und die Stelle, wo diese Worte als Gesetz festgelegt angegeben, könnte man glauben, sie wären den grundlegenden Staatsgesetzen der freiesten Völker der Gegenwart entnommen. So groß und unerreicht steht das vieltausendjährige jüdische Gesetzbuch da. Seine Lehren sind wie seine Gesetze voll Liebe zum Menschen, ob er nun dem eigenen Volke angehört, oder ein Fremder ist nach Land und Sprache. Die Sorge um das Wohl des Fremdlings zeichnet die heilige Schrift besonders aus, denn er wird darin wiederholt den Einheimischen zur guten Behandlung empfohlen.

Daraus ist zu schließen, daß in alten Zeiten dem Fremdling das Leben verbittert wurde. Das war im grauen Altertume bei den anderen Völkern der Erde erlaubt, nur dem Juden war es zur Zeit, als er Herr im eigenen Lande war, verboten. Denn sein Gesetz war ein göttliches und behandelte alle Menschen gleich. Doch es kam eine Zeit und Juda ward vertrieben von seiner Scholle, verjagt aus seinem Lande und gezwungen, Gastfreundschaft, die es einst geübt, an den Toren fremder Völker zu heischen.

Das Buch des Zeugnisses nahm es mit in die fremde Welt, doch vergeblich war der Hinweis darauf, wie es selbst die Tugend der Gastfreundschaft einst geübt, vergeblich das Gelöbniß nur dem Wohle des Staates zu leben, der ihm Aufenthalt und Unterkunft gewährt, vergeblich . . .

Deffnete ein Land oder ein Staat dem Juden doch seine Grenzen, so war

es selten, sehr selten gastlich, freundschaftlich aber nie.

■ Mit welchen Gefühlen mochte dann der Jude jene Verse lesen, worin Gott strenge anordnet, den Fremdling nicht zu drücken, vielmehr ihn wie seinesgleichen zu lieben und zu achten. Da mußte es geschehen, daß der verfolgte jüdische Fremdling mit dem Gotteswort in der Hand, sich hoch über seine Unterdrücker und Verfolger fühlte, denn er war besser, viel besser als jene, die ihn hekten und jagten.

Inzwischen haben die Menschen die Noheiten vergangener Jahrhunderte abgelegt, sie haben in vielen Staaten humane Gesetze zur Geltung gebracht, haben die Gleichheit aller Bürger, die das jüdische Gesetz schon vor Jahrtausenden festgelegt hat, anerkannt und verbrieft, doch ob und wie sie diese Gleichheit durchgeführt, und wie sie dieselbe handhaben, davon ist besser zu schweigen. Doch unseren Kindern tut es not zu sagen, daß uns Juden gegenüber Staat und Gesellschaft die Gleichheit nicht durchgeführt hat, und noch immer nicht durchführt.

Und das mit vielem anderen gibt uns das Recht, die alten jüdischen Gesetze sowie sie in dem laufenden Wochenabschnitte enthalten sind, mustergebend anzuführen. Die Juden waren vor mehr als dreitausend Jahren gegen alle Welt gerechter, als die vielgerühmte Gesellschaft von heute. Der Haß gegen Fremde, den man uns immer zu fühlen gab, hatte im alten Juda keinen Boden. Ein jedes Blatt aus unserem Gesetzbuche trägt den Stempel der Göttlichkeit und Erhabenheit an sich. Unsere Jugend möge darin selber lesen und Vergleiche anstellen, damit sie dessen Wert zu schätzen weiß, wie es einst in ganz Israel der Fall war.

Von Jehuda.



Eine Fahrt ins Geisterland.

Von Heinrich Loewe, Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Raum hatte der Knabe seinen Wunsch ausgesprochen, als sich der Saal öffnete und der Geist mit Nahum aus der Thür in den Garten schwebte. In diesem standen riesenhafte Bäume aus Gold, an denen als Früchte Birnen von Smaragd, diamantene Äpfel, Drangen aus rotem Rubin und viele andere Früchte aus Edelsteinen aller Art hingen. Das Sonnenlicht brach sich in ihnen in tausend Farben und goß einen zauberhaften Glanz über den ganzen Garten aus.

Dort aber, wo im Garten ein wunderschöner Platz dazu einlud, spielte eine Schaar schöner Knaben, die mit herzlichem Willkommengruß den neuen Kameraden Nahum begrüßten. Nun spielten sie Soldaten, so schön, wie es Nahum früher nie gespielt hatte. Der Geisterkönig sah zu und zeigte ihnen, wie sie spielen sollten. Wenn aber Nahum zufällig in seine Nähe kam, so küßte er ihn herzlich. Denn er hatte ihn viel lieber als die anderen Knaben. Dann spielten sie noch mancherlei Spiele, und es war so schön, daß Nahum vor Freuden laut lachte. Nur dachte er gar nicht daran, daß er zum ersten Male hier war. Ihm war es, als wäre er schon immer hier gewesen und als könnte er die kleinen Spielfkameraden seit jeher. Nach dem Spiele wurde im Palast des Geisterkönigs gespeist. Der gab ihnen die allerschönsten Früchte, die man sich denken konnte. Und nachher bekamen sie die schönsten Zuckersachen und alles, was es an süßen Leckerbissen gab.

Und so war es jeden Tag. Immer neue Spiele wurden gespielt, und immer schönere Tage gab es, und eine herzlichere Freundschaft als zwischen Nahum und seinen Spielfkameraden konnte man sich gar nicht denken. Nur wenn Nahum einmal allein in dem wunderschönen Garten spazieren ging und zwischen den Zweigen

der mit Edelsteinen behangenen Bäume die stolzen Pfauen herumflogen und die grünen Papageien laut schrien und die kleinen Kolibris in hundert verschiedenen Farben wie Schmetterlinge herumhüschten, dann kamen Nahum eigentümliche Gedanken. Er fing an, sich erinnern zu wollen, und konnte es nicht. Er hatte das Gefühl, einmal schon andere Bäume gesehen zu haben als diese herrlichen goldenen Bäume, aber das war nur ein unbestimmtes Empfinden. Denn er konnte sich trotz aller Mühe nicht mehr erinnern. Da fragte er denn die großen schönen und herrlichen Bäume, ob sie denn nichts wüßten von andern Bäumen und ihm etwas erzählen könnten. Aber die konnten ihm nicht antworten. Denn es waren ja keine lebendigen aus der Erde gewachsenen Bäume, sondern nur künstliche Arbeiten der kleinen Berggeister, die für ihren König Aschmodai tief unten in den finsternen Erdhöhlen diese schönen und ragenden Bäume aus Gold hergestellt hatten. Diese Gnomen im Bergeschocht hatten ja auch die herrlichen Edelsteine geschürft und sie zu zierlichen Früchten verarbeitet und so geschliffen und poliert, daß sich in ihnen das Sonnenlicht und der Mondenschein in vielen tausend herrlichen Farben brach und ein einzigartiges Zauberspiel in wundervollen Farbentönen hervorbrachten.

Und da ihm die herrlichen, aber toten Bäume keine Antwort gaben, so fragte er die Vögel und die Blumen. Aber auch sie konnten ihm nicht antworten. Denn die Blumen waren ebenfalls nur künstlich und ohne Leben, und die vielen Zehntausende von bunten und schönen Vögeln, die überall im Garten herumflogen, waren von den Geistern alle so jung gefangen, daß sie nichts wüßten von dem, was es draußen in Gottes herrlicher Welt giebt.

Eines Tages, da hatte ihm einer der dienenden Geister ein blaues Rößchen aus dem allerschönsten Sammet angezogen, hatte ihm ein Mützchen aus Goldbrokat aufgesetzt, an dem lange bunte Federbüsche herabhingen und ihm Spielsachen gegeben, mit denen er im Garten spielen konnte. Denn die andern Knaben waren an diesem Tage schon früher fortgegangen und er war allein.

Da spielte er nun zwischen den großen Bäumen des Gartens herum und dachte an alles, was er hier im Geisterlande erlebt hatte. Wie er zum ersten Male Soldaten gespielt hatte, und wie und was er im Palaste gespielt habe und wo er gewesen sei. So viel er aber nachdachte, wußte er doch nichts von dem, was vorher gewesen. Und doch verließ ihn die dunkle Empfindung nicht, daß damit sein Leben nicht angefangen hätte. So wurde er allmählich müde, während er im weiten Garten herumspielte, der so groß war, daß er sein Ende noch nie gesehen hatte. Endlich aber war er so matt, daß er sich unter einem der großen Bäume niederlegte, um zu schlafen. Und kaum hatte er sich hingelegt und sein kurzes Abendgebet zu Ende gesprochen, als er auch schon ganz fest schlief. Da träumte er nun wieder so Vieles und allerlei, daß er immer etwas Neues träumte und so das eben Geträumte schon wieder vergaß. Zuletzt aber erschien ihm im Traum eine wunderbar schöne Jungfrau von gar lieblicher Gestalt und freundlichem Ansehen. Ihm war es, als ob er sie irgendwie schon einmal in seinem Leben gesehen habe. Aber er erinnerte sich nicht. Sie schwebte langsam und ruhig einher, indem es schien, daß ihre Füße auf einer blitzenden Edelsteinkugel ruhten, die sie aber nicht einmal mit den Spitzen der Füße berührte. Eine Hand trug sie nach vorn gestreckt und hielt in ihr ein schönes Blaublümlein. Aber sie sprach kein Wort. Nur hielt sie ihm das blaue Blümlein so entgegen, daß Nahum sehr gut verstand, daß sie es ihm reichen wollte. Aber so sehr er es

auch wollte, er vermochte sich nicht zu rühren.

Denn er lag fest schlafend und wie gelähmt da, ohne zugreifen können. Und doch hätte er gar zu gern das schöne Blaublümlein von der herrlichen Jungfrau angenommen. Dreimal schwebte sie um ihn herum, siebenmal schwebte sie an ihn heran, um sie ihm zu reichen. Und alle Male regte sich in ihm immer stärkeres Verlangen, von der herrlichen Frauengestalt das Blümlein anzunehmen, aber er konnte es nicht. Da neigte sie sich noch drei Male zu ihm herab, um ihm das Blümlein in die Hand zu geben, aber er vermochte die Hand nicht zu heben und lag wider Willen regungslos da. Nachdem sie also dreizehnmal vergeblich sich ihm mit der blauen Blume genahet hatte, da wandte sie sich traurig und seufzend ab. Die blitzende Kugel rollte langsam von dannen und endlich war der letzte Schimmer in weiter Nacht geschwunden. Nahum aber lag da und wollte sich erheben und konnte es lange nicht. Endlich stieg die Sonne herauf, und er erwachte aus seinem Schlummer.

Die ganze Nacht hatte er draußen geschlafen. Es war nicht bemerkt worden. Denn der Geisterkönig, der immer selbst nach seinen Lieblingen Ausschau hielt, war seit sieben Tagen außerhalb seines Reiches, um wieder einmal zu sehen, was es im Menschengebiete Neues gäbe. Und seine dienenden Geister gaben zwar auf alle seine Winke acht, wenn er zu Hause war. Aber wenn sie ihn fern wußten, da legten sie nicht allzugroßen Wert auf seinen Dienst. So kam es, daß Nahums Fernbleiben gar nicht einmal bemerkt worden war. Er aber wachte mit der brennenden Sehnsucht auf, das blaue Blümlein zu suchen, ob er es nun bei der strahlenden Jungfrau oder anderswo finden würde. Ohne zu wissen, wohin er wandern sollte, ging er immer in derselben Richtung fort, um irgendwo einmal ein Ende des Gartens zu finden. Und er gönnte seinen kleinen Füßchen keine Rast und keine Ruhe.

Zuerst ging es durch den weiten Garten mit den hohen Bäumen aus Gold, an denen die Edelsteine als Früchte hingen. Dann kam er in einen Wald, wo die Bäume silberne Stämme und Blätter von Elfenbein hatten. Darin flatterten Millionen von weißen und gelben und roten und bunten Schmetterlingen. Aber nirgends sah er ein blaues Blümlein, so wie er es im Schlafe erblickt hatte. So wanderte er weiter und weiter, so weit ihn seine Füßchen trugen. Aber der Mittag kam, und noch immer wanderte er unter den silbernen Bäumen einher, ohne zu finden, was er suchte. Und er bekam Hunger und Durst und nirgends sah er eine lebendige Quelle. Denn hier war alles künstlich, und wo in andern Wäldern Quellen rauschen und Bächlein fließen, waren hier große krystallene Schalen, die den Glanz der Sonne widerspiegeln, oder herrliche Mosaiken aus Edelsteinen, die glänzten und gleißten. So war er schon ganz matt von Hunger und Durst, als er den silbernen Wald verließ und in einen kupfernen kam. Hier waren Ständer und Büsche aus reinem Kupfer und die Blättlein aus Bronze und Messing. Aber auch hier fand er weder das gesuchte Blümlein noch Brot zum Essen oder Wasser zum Trinken. Als die Sonne sich schon bedenklich neigte, durchschritt er ein Gebüsch von schwarzem Eisen. Ganz niedriges Gesträuch kroch am Boden. Die Aestchen und Zweiglein waren von Eisen und die Blätter waren von schwarzem Ebenholz. Nichts regte sich darin, und es war so totenstill, daß er seinen eigenen Pulsschlag hörte, so daß ihm ganz unheimlich zumute wurde.

Wie er aber so dahinschritt, sah er vor sich ein weites Thal, das sich nach rechts hin dehnte und das zu einem Flusse sich hinablenkte. Und nach dem Flusse zu, da sah er schwarze Blüten und immer mehr und mehr, je näher sie am Flusse waren. Die schwarzen Blüten aber machten einen so schauerlichen Eindruck, daß er noch einmal seine ganze Kraft

zusammenkräftete, um nach der andern Seite hin, nach rechts zu entfliehen. Und das war seine Rettung. Denn wenn er das Thal betreten hätte, so würde er den Duft des Kräutleins Vergessenheit noch einmal eingeatmet haben, und er hätte von neuem alles vergessen, was mit ihm an diesem Tage geschehen war. Er aber vergaß einen Augenblick Hunger und Durst und flüchtete, so lange er noch laufen konnte. Und so kam er, ehe er es merkte, an die Grenze des Geisterreiches, wo der künstliche Garten aufhörte und eine wilde steinige Wüste von hohen Felsen und ein schneebedecktes Gebirge von endloser Ausdehnung vor ihm lag. Ehe er sich aber besinnen konnte, übermannte ihn die Müdigkeit und von Hunger und Durst entkräftet, brach Nahum am Rande der Steinwüste zusammen, dort wo sie ganz nahe an den Garten des Geisterreiches des Mischmodai herantritt. Da lag er nun und schlief, ohne zu wissen, was mit ihm geschah. Die Nacht kam mit ihren schwarzen Fittichen und breitete ihre dunklen Schleier über Berg und Thal, als Nahum am Rande eines Felsens lag und schlief und von der schönen Jungfrau träumte und von dem blauen Blümlein, das sie ihm wies. Diesmal kam sie ihm ganz nahe im Schlummer und flüsterte ihm zu:

„Lieber Nahum, wenn Dich nach Hause verlangt, so suche nur diese blaue Blume, die im nahen Lebenstale wächst. Wenn du dreimal an ihr riechst, so kannst du dich an alles erinnern, was du je gesehen oder erlebt hast!“

Sprach's und war wiederum verschwunden.

IV.

In dem Städtchen Elfosch, gegenüber der Berglehne, draußen, wo die kleinen Bürgerleute wohnten, da saß die arme Mutter des kleinen Nahum in Bangen und Angst darüber, daß er vom Spielen nicht heim kam. Sie wußte, daß er artig im Garten gespielt hatte. Sie wartete und harpte, aber ihr Nahum kam

nicht herein. Sie ging hinaus, jedoch ihr Nahum war nicht zu sehen. Als aber der Abend mit seinem breiten Schatten kam und ihr braves Söhnchen noch immer sich nicht sehen ließ, da hielt sie es nicht länger im Hause und sie eilte auf das Feld und in die Stadt, um ihren Nahum zu suchen. Stauend hörten die Leute, daß sie ihr Söhnchen vermisse. Alle, aber auch alle hatten ihn so sehr lieb. Denn er war immer brav und fromm und gegen jederman freundlich, höflich und gefällig. So machte sich denn die ganze Stadt auf, um der wackeren Hadassa zu helfen, ihren kleinen Nahum zu suchen. Aber so sehr man auch suchte und suchte, kein Spüren half. Nahum war und blieb verschwunden. Der Schmerz der armen Hadassa läßt sich nicht beschreiben, als sie merkte, das ihr Söhnchen nicht zurückkehre.

In ihrer Verzweiflung ging sie hin nach Bet-Gabrin, wo ein Prophet Gottes das Volk lehrte, um den frommen Mann zu fragen, was sie tun könnte. Der alte Mann mit seinem weißen Barte, der ihm bis auf die Knie reichte, hatte gerade eine große Mahnrede an das Volk gehalten, fromm zu sein und Gottes Gebote der Gerechtigkeit zu beobachten, als Hadassa verstört und verzweifelt zu ihm hereinkam. Sie erzählte mit Tränen und Schluchzen ihr Unglück. Der Prophet fragte sie teilnahmsvoll nach allem, und endlich fragte er scheinbar ganz ohne Grund, ob sie und ihre Nachbarn Hühner hielten. Als sie das verneinte, sie hätten alle Gemüsegärten und könnten deshalb die kleinen Scharrer in ihrem Garten nicht dulden, fragte er weiter, ob sie aber doch vielleicht Spuren von Hühnerfüßen im Garten bemerkt hätte. Aber gewiß sagte sie, jedoch waren sie so groß und gewaltig, daß wir uns alle über die

wunderbaren Spuren nur gewundert haben, und wäre mein lieber Sohn Nahum nicht so unglücklich verschwunden gewesen, so hätten wir gewiß diese merkwürdigen Hühnerfußspuren als etwas ganz Besonderes bewundert.

„Nun,“ sagte der Prophet Amittai, „wenn dem so ist, so habe ich kaum einen Zweifel, daß Aschmodai, der König der Geister, ihn entführt hat. Aber er vermag nichts über sein Leben. Denn Nahum ist fromm und gottesfürchtig, ist unschuldig und brav. Also habe keine Furcht, so schwer es auch ist, du wirst deinen Sohn Nahum wieder bekommen, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt ist. So höre denn den Rat, den ich Dir gebe. Wenn du den Mut hast, wegen deines Sohnes ins Geisterland zu fahren.“

„Den Mut habe ich. Und wenn ich in das Feuer müßte, um meinen Sohn Nahum zu retten,“ schrie Hadassa, „so würde ich auch ins Feuer für ihn gehen.“

„Gut,“ sagte Amittai, „also ich werde dir sagen, wie du ihn finden kannst. Der Weg dahin ist lang und beschwerlich. Aber Gott wird dir helfen, wenn du ihn anrufst. Du wendest dich immer nach Norden, bis du an die Berge kommst, die noch kein Mensch überschritten hat. Diese Berge, die Gebirge der Finsternis, mußt Du überschreiten. Dann wanderst du durch den gläsernen Wald, dann durch die große Wüste, bis du zum zweiten Male an ein Gebirge kommst, dessen Schneeberge du schon von vielen Meilen weit her blinken siehst. Hinter diesem zweiten Gebirge kommt ein blühendes Tal. Es ist das Lebenstal, in dem das Kränzlein Erinnerung wächst. Von dort ist es nicht mehr weit zum Geisterlande.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Geburtstagsgeschenk.

Von Ida B ö d.

Der „Hausfegen“, mit dem Imma Muttmchen zum Geburtstag überraschen wollte, lag auf dem Tisch. Eine dunkle Röde hatte sich über des Mädchens Gesicht ergossen, während sie die kunstvolle Stickerie aufmerksam betrachtete. Jetzt warf es den Kopf trotzig zurück, breitete rasch ein Tüchlein über das Gesehene und nahm ein Buch. Ein leises Klopfen ließ sie aufhören. Lenchen, Immas Mitschülerin trat schüchtern ein. „Bist du zufrieden, Imma? Ist's nicht schön gestickt?“ Imma nickte ein wenig hochmütig:

„Ganz nett, Lenchen. Hier hast du das versprochene Geld. In einem Monat erhältst du den Restbetrag. Aber du darfst niemals darüber sprechen, hörst du? Ich habe ja dein Wort darauf.“ „Du weißt, Imma, ich lüge nie!“ „Nie, Lenchen? Und gestern, als dich dein Vater fragte, wovon denn deine Augen wieder so arg gerötet sind, logst du da nicht? und vorige Woche? Sticktest du nicht den ganzen Nachmittag und sagtest nachher, du hättest geipielt?“ Lenchens Gesicht erglühte vor Scham. Ihre Lippen bewegten sich und sagten langsam und tonlos: „Du hast mich zur Bügnerin gemacht, Imma. Und ich habe es nicht einmal gemerkt. Hier hast du dein Geld wieder! Da nimm, ich mag's nicht!“ Und fort war sie.

Imma sah ihr ärgerlich nach: „Dummes Mädel! Was beginne ich jetzt nur? Wie ich den Trozkopf kenne, nimmt er das Geld sicher nicht und schenken kann ich mir doch die Arbeit nicht lassen. Es wird mir schon irgend was einfallen. Jetzt will ich nur rasch mein Buch zudehen lesen. Es ist zu schön.“ — — —

Mutter hielt Immas Hand in der ihren: „Wirklich hübsch und außerordentlich nett gearbeitet. Endlich, daß ich mich mal mit einer Leistung von dir zeigen kann. Ich wette, daß all die Damen ungläubig lächeln werden, wenn ich sage,

die Arbeit wäre von dir versertigt worden. Man kennt ja deine Ungebuld. Und denke dir bloß: Selbst Vater meinte vorhin, der „Hausfegen“ gefalle ihm sehr gut, aber noch lieber wäre ihm eine einfache Arbeit gewesen, an der kein anderer außer dir Hand angelegt hätte.“ Imma hatte die Lider gesenkt.

Sie hörte den Vater und fühlte ihr Herz klopfen. Nun würde er sie gewiß fragen. Sollte sie ihm die Wahrheit gestehen? Nein, das ging nicht an. Sie hatte ihn ja schon oft belogen und niemand war dahinter gekommen. Dene Bückler würde sie nicht verraten, darauf konnte sie sich verlassen. Vater sah Imma prüfend an, er lächelte ein wenig spöttisch, beugte sich über den Hausfegen und las mit lauter, feierlicher Stimme:

„Schma jifroel, adenoï elauhenu adenoï echod“.

„Hast wohl viele, viele Stunden daran gearbeitet, mein fleißiges Töchterlein. Die zahllosen Stiche! Und dein Taschengeld hast du auch geopfert. Brokat, Seide, Gold, der elegante Rahmen, das Glas. Da müssen wir dich entsprechend belohnen. Was wünschst du dir denn?“ Imma fühlte sich merkwürdig beengt. Irgend ein fremder Ton in Vaters Stimme ängstigte sie fast. Jetzt hob er ihr Kinn, sah ihr scharf in die Augen und fragte nochmals: „Was wünschst du dir für deine Arbeit?“ „Nichts, nichts!“ rief Imma mit erzwungenen Lachen. „Ich wollte, Mutti doch nur eine Freude bereiten“. „Das ist schön. Doch zum Lohn dafür, soll der Hausfegen über deinem Bett angebracht werden.“ „Ueber meinem Bett?! Aber Vater, ich dachte, er passe für den Salon. Bei Doktor Bloch sah ich den gleichen.“ „Na, ja, bei Doktor Bloch! Den kauften sie. Du aber hast dich selbst damit abgemüht, da soll er dir und deinem Zimmerchen zum Schmuck gereichen. Wie ich Mutter kenne, führt sie ohnedies alle Tanten

und Basen an die Stätte deines stillen Fleißes. Auf Wiedersehn!"

Imma hätte sich ihrer Mutter am liebsten an den Hals geworfen, um ihr zu beichten. Aber sie hatte heute morgens bei Uebergabe des Geschenkes mit voller Bestimmtheit behauptet, die Stiche sei bloß von ihrer Hand berührt worden, daß sie's jetzt nicht vermochte, sich der Lüge zu zeihen. Ihre Augen wurden naß, als die Mutter sie jetzt liebevoll in die Arme nahm und mittheilend sagte: „Mache dir nichts draus, Imma. Du kennst den Vater, er duldet keinen Widerspruch. Aber ich weiß was, mein Kind: In zehn Wochen ist sein Geburtstag, da überraschst du ihn mit einer schönen Schreibmappe in gleicher Arbeit. Sie wird dir diesmal schon rascher gehen. So wirst du ihn am besten überzeugen.“

Imma war bleich geworden. Sie verbarg ihr Köpfchen an der Mutter Schulter und fühlte sich unglücklich wie noch nie in ihrem Leben. Die Verwandten kamen, um Mutter zu gratulieren. Sie bewunderten den Hausseggen, lobten Imma's Geschicklichkeit und Ausdauer und wunderten sich über Vater, der die herrliche Arbeit nicht im Salon wissen wollte. Imma sah eingeschüchtert zu, wie er am Abend über ihrem Bett befestigt wurde und begab sich sorgenschwer zur Ruhe. Lange vermochte sie kein Auge zu schließen. Es war dunkel im Zimmer und doch glaubte sie bald das eine, bald das andere Wort zu sehen, wie es sich vornehm vom weißen Grunde hob. Bis in den Schlaf verfolgte sie die Unruhe und ließ sie bang träumen und wiederholt zusammenerschrecken.

Imma öffnete am Morgen die Augen. Ihr erster Blick fiel auf den Hausseggen, sie zog die Decke über den Kopf. Da hörte sie die Mutter im Nebenzimmer sagen: „Marie sehen Sie doch mal durchs Fenster. Die Lene

Büchler trägt eine Schutzbrille. Die Entzündung war doch schon behoben.“

„Ja freilich. Vorhin sprachen wir erst darüber. Frau Büchler war im Laden, als ich die Milch holte und sagte, Lene dürste nun durch Wochen weder lesen, noch schreiben. Der Arzt behauptete, das Kind hätte sich die Augen übermäßig angestrengt. Das könne aber nicht sein, meinte Frau Büchler da dem Kind jede Handarbeit vorenthalten wurde.“

Imma sah entsezt zu dem Hausseggen empor. Daran hatte Lene täglich jede Viertelstunde, die es sich vom Hause fern halten konnte, gearbeitet, hatte sich im dämmerigen Kämmerlein drunten verborgen und ohne aufzublicken gestickt. Sie dachte an die Stunde, in der sie Lene durch Bitten und Vorstellungen zur Uebnahme der feinen Handarbeit bewogen hatte. Sie entsann sich auch, daß Lene wiederholt auf ihre noch schwachen Augen hingewiesen hatte und plötzlich wurde sie sich dessen bewußt, daß es doch recht unschön gewesen sei, von den Kleidchen, Mänteln und Schuhen zu sprechen, die Imma's Mutter alljährlich zu Büchlers hinunterschiedte. Geld hatte sie dem armen Mädchen auch angeboten und ihm vorgestellt, daß es der geliebten Großmutter eine kleine Freude bereiten könne. Und Lene hatte sich endlich entschlossen. Ungern und nach langem Widerstreben.

Immas Hände ballten sich, sie preßte angstvoll die Zähne aufeinander. Ob Lene sie nun doch verraten würde. Wenn sie es täte? Imma wollte sie gleich heute um Verschwiegenheit bitten und ihr schenken, schenken, was sie nur irgendwie entbehren konnte. „Imma, schläfst du noch?“ fragte die Mutter ans Bett tretend. „Was hast du denn? Du bist bleich.“ „Ach nichts, ich habe unruhig geschlafen.“ Und Imma kleidete sich hastig an und beeilte sich zur Schule zu kommen. (Fortsetzung folgt.)



Don der Eisenstädter Judengemeinde.

Berichtet Ben Sehuba.

Historische Nachrichten über diese Gemeinde liegen erst seit den Jahre 1569 vor. Von da ab teilte sie die traurigen Schicksale aller jüdischen Gemeinden in Niederösterreich, denn sie gehörte zu diesem Lande mit dem ganzen

umliegenden Gebiet bis zum Jahre 1647, wo sie nach 150jähriger Unterbrechung wieder an Ungarn zurückfiel. Vorher schon und zwar im Jahre 1626 überging die Herrschaft Eisenstadts an das gräfliche Haus Eszterhazy.



Die Gasse des Altghetto in seiner heutigen Gestalt.



Blick in die Judengasse durch das obere Tor (am Sabbath gesperrt.)

Obgleich sich dazumal Kaiser Ferdinand die Hoheitsrechte vorbehielt, so gehört doch die Judengemeinde, da ihre Häuser im Schloßgebiete lagen, in die Rechtsphäre der Gutsherren. Und das war gut für die Gemeinde. Graf Nikolaus Eszterhazy erwies sich allezeit, so wie sein berühmter Nachfolger, der nachmalige Paul Eszterhazy, — dem die Juden von Eisenstadt aus Dankbarkeit eine Huldigungsadresse widmeten, die wir nächstens gleichfalls reproduzieren werden — als ein edelmütiger Beschützer der Juden, so daß sie ihrem Glauben leben und ihrem Erwerbe ungestört nachgehen konnten. Die Gemeinde hat sich vergrößert und in allen Richtungen ausgestaltet und wurde ein Sitz jüdischen Wissens und jüdischer Gelehrsamkeit.



Die Gasse am Sabbath nach dem Gottesdienste.

Das Dreigespann.

Erzählung von Josef Hart.

(Schluß)

VIII.

Am nächsten Vormittag hatte Max viel Pech in der Schule. Für die Gesellschaftsstunde war er schlecht vorbereitet, weil Herr Falk gestern infolge seiner Abreise nicht dazu gekommen war, mit ihm das Pensum durchzunehmen. Und Max bekam sein ungenügend, trotzdem er Kopfschmerzen und eine schlechte, schlaflose Nacht vorschützte.

Damit sagte Max diesmal keine Unwahrheiten; aber er hatte ähnliche Ausreden so oft angewendet, daß sie der mißtrauische Professor nicht mehr gelten ließ, sondern nur ein ironisches Lächeln dafür übrig hatte.

„Nein, mein jugendlicher Freund, darauf fällt ein alter, gewiegter Schulmann nicht mehr hinein. Aber wenn Sie an sich selbst ein gutes Werk tun wollen, so schicken Sie nur in den nächsten Tagen mal Ihren famosen Herrn Falk hieher; daß ist der einzige, der Ihnen noch helfen kann.“

Max hörte die salbungsvolle Stimme des alten Herrn wie aus weiter Ferne.

„Herr Falk ist gestern abgereist,“ antwortet er dann, aber der schadenfrohe Ton, den er hineinlegen wollte, will ihm nicht gelingen.

„So! Und wann erwarten Sie ihn zurück?“

Darauf findet der niemals um eine Antwort verlegene Max plötzlich nichts zu sagen. Und als er schon längst wieder auf seinem Plaze sitzt, um, wie des Professors Weisung lautet, über seine Unzulänglichkeit nachzudenken, tönt ihm immer noch die Frage im Ohr. So selbstverständlich hat sie geklungen und so naheliegend war sie . . . „Wann erwarten Sie ihn zurück . . .“

Max ist es heiß und kalt geworden. Gewiß wird Herr Falk zurückkommen und was wird dann . . . ! Ihm ist's als säuke der Boden unter ihm zusammen. Die Schamröte steigt ihm in die Wangen. Wie wird er dann vor seinen Ge-

schwistern, vor Vater und Onkel stehen? Er sieht jetzt schon aller Augen voll Verachtung auf sich gerichtet. O, wäre er doch niemals auf den häßlichen Gedanken gekommen; nun weiß er nicht, wie er über all die Tage, in denen er sich vor der Entdeckung fürchten muß, wird hinwegkommen können . . .

In der Pause stürzte Bacher auf ihn zu: „Max, ich gratuliere! Also es hat gewirkt?“, tuschelte er und der helle Triumpf strahlte aus seinen Blicken.

Aber Max ist es, als müßte er den älteren Kameraden dafür hassen, daß er damals zu dem gewissenlosen Streiche so schnell und bereitwillig die Hand geboten hat.

„Gestern ist er weggefahren,“ erwidert Max finster und zwischen geschlossenen Zähnen setzt er hinzu: „ . . . aber wenn er wiederkommt!“

„Um, das wird kompliziert,“ und Bacher setzt sein bekanntes Detektivgesicht auf. „Bleibt dir halt nur das Leugnen!“, sagt er nach längerem Nachdenken.

„Ja, leugne du!“, lächelt Max bitter auf. „Vor den Augen bestehst du nicht; die sehen dir durch Leib und Seele.“

Bacher schüttelt sich in komischem Entsetzen: „Bist du dämlich geworden, mein jugendlicher Freund; du sprichst ja schon wie unser Herr Geschichtsprofessor selber!“ Und fort ist er, in einer andern Gruppe, die ihn besser zu schätzen weiß, als heute sein Freund Max.

Eigentümlich still war es im Hause frei in den nächsten Tagen; ganz anders, als Max es sich früher vorgestellt hatte. Er selber war, abgesehen von den ersten zwei Abenden, wo er ein fieberhaft lustiges Wesen zur Schau getragen hat, nun der ruhigste von allen. Die Maske der freudigen Genugtnung über die Abwesenheit des Tyrannen hatte er frühzeitig fallen gelassen und das böse Gewissen und Furcht vor dem, was der nächste Tag schon bringen kann, gruben ihre Zeichen in sein blaßes Jungengesicht.

Euse und Moritz hatten sich eng aneinander geschlossen; Onkel Erich leistete wieder wie früher dem Papa im Arbeitszimmer Gesellschaft. So war Max vereinsamt, wie nie zuvor. Nur die alte Fridoline sah ihn mit sorgenvollen Augen an: „Jetzt hat sich doch dein Wunsch erfüllt, Max!; warum bist du dann so still?“ — —

Schon fünf Tage war Herr Falk fort und noch immer war keine Nachricht von ihm gekommen. Jetzt mußte er es doch schon wissen, nun hatte er wohl längst die Schriftzüge des Briefes untersucht und seinen klaren Augen war wohl kein Bleistiftstrich entgangen, der unter der aufgetragenen Tinte übrig geblieben war. Max hatte schon überhaupt keinen anderen Gedanken. Bei Tag und bei Nacht beschäftigte ihn der unselige Brief.

Und endlich eines Morgens, als sich eben das Dreigespann zur Schule rüstete, kam Papa mit einem offenen Schreiben ins Zimmer.

„Heute nachmittags kommt unser Herr Falk wieder . . .“ sagte er und die Freude darüber klang wie eine warme Welle aus den paar Worten.

Von Euse und Moritz bekam er für die Nachricht eine stürmische Umarmung und Euse und Moritz hätten am liebsten den Nachmittagsunterricht geschwänzt, um Herrn Falk von der Bahn abholen zu können.

Davon durfte natürlich keine Rede sein, entschied Papa, aber Max möge mit Onkel Erich Herrn Falk entgegenfahren, er habe ja heute Nachmittag keine Schule.

Max, der schweigend dabeigestanden war, fuhr, als er seinen Namen hörte, erschrocken zusammen. Er versuchte aber umsonst, sich von der ihm aufgetragenen Mission zu befreien.

„Du list es Herrn Falk schuldig, mein Junge; hast dich sonst unliebenswürdig genug gegen ihn benommen, also mach es jetzt wieder gut.“ Damit hatte Papa die Sache erledigt und begab sich wieder an seinen Schreibtisch, ohne das

Dreigespann weiter in den Inhalt des Briefes einzuweißen. Max aber war davon überzeugt, daß Herr Falk nicht von ihm und seinem Streiche geschrieben hat, sonst hätte wohl der Vater ein viel ernsteres Gesicht gemacht.

Und nachmittags fuhr er mit Onkel Erich zum Bahnhof. Wieder saß Onkel Erich im Wartesaal und las in seiner Zeitung und wieder ging draußen am Bahnsteig Max auf und ab, aber diesmal allein, ohne Moritz und ohne die geringste Lust, sich die Zeit zu vertreiben. Im Gegenteil, viel zu schnell rückte ihm der Zeiger auf der großen Bahnhofsuhr vor und immer näher kam der Zeitpunkt, wo er dem Erzieher Auge in Auge stehen sollte. Ob er gleich davon zu sprechen begann, zu Onkel Erich im Wagen oder erst daheim vor Papa und den Geschwistern oder zu Papa allein . . .

Die dampfende Lokomotive, die mit Getöse in den Bahnhof einfährt, das Rufen und Lärmen der Abfahrenden und Ankommenden, weckt Max aus seinen Sinnen. Er folgt dem Onkel, der sich den Weg durch die Menge bahnt, legt mit einem leisen Frostschauder seine Hand in die ihm dargereichte Rechte des Herrn Falk und wagt ihm nicht ins Antlitz zu blicken.

Dann umfängt sie alle drei die dumpfe Enge des Landauers. Herr Falk läßt das Fenster herunter und atmet auf.

„Und Ihre Mutter?“ fragt Onkel Erich.

„Gott sei gelobt, sie ist gesund und hat sich sehr mit meiner Ankunft gefreut. . .“

Max wagt nicht aufzusehen, hört nur, wie Onkel Erich sagt: „Wieder gesund, wie froh ich bin Thretwegen; wir haben uns alle soviel Sorgen gemacht.“

Herr Falk hat wohl Mitleid mit dem bläßen, schmalen Jungengesicht ihm gegenüber, denn er sagt jetzt und Max ist es, als spräche er nur zu ihm: „Müdest du es keinen Augenblick, daheim gewesen zu sein; man holt sich sehr viel Mut dort und ein gut Stück Ausdauer.“

Jede Schwiele auf der Eltern Hand ruft mir zu: Wann werden diese Hände ruhen dürfen, wann endlich bereitest du ihnen den Feiertag? Das ist der Ansporn, der mich rastlos nach vorwärts treibt . . .“

Max wird es ganz eigen ums Herz; fürs Leben gern würde er Herrn Falks Augen sehen wollen, aber er wagt es nicht; er hört nicht, was Onkel Erich spricht, er horcht nur fortwährend dem Tone nach, der ihm aus des Erziehers Worten geklungen hatte. — — —

Max hat heftige Kopfschmerzen, er bittet um Entschuldigung, wenn er nicht am gemeinsamen Beisepbrot teilnehmen kann. Dann später zur lateinischen Wiederholungsstunde wird er gern herüberkommen.

Verwundert blicken Papa und Onkel Erich, Euse und Moritz einander an: Wie eigentümlich Max heute ist! Und so höflich. Nur Herr Falk scheint sich gar nicht sonderlich zu wundern. — —

Max aber liegt auf dem Sopha in dem Knabenzimmer, hat seinen Kopf hineingewühlt in den dunklen Teppich — und weint. So viel schwemmen die Tränen weg an aufgespeichertem Leid und Starrsinn und so viel bleibt noch übrig. Jetzt sitzen sie unten vielleicht über ihn zu Gericht. Herr Falk klagt ihn an. Seine volle, ernste Stimme verschafft sich Zutritt zu den Herzen aller — auch zu Maxens trotzigem Herzen, wenn auch zu spät. Was werden sie über ihn beschließen? Welche Strafe würde wohl hart genug sein für ihn?

Und Max zündet selber die Tischlampe an, bittet Fridoline um einen kalten Umschlag auf seine brennende Stirn; zur Wiederholungsstunde könne er auch nicht hinüberkommen.

Zimmer später wird es. Ohne Abendbrot legt sich Max zu Bett. Er hört Moritz ins Zimmer schleichen und stellt sich schlafend. Er würde jetzt vor Scham versinken vor dem jüngeren Bruder, der ja nun alles weiß. — — —

„Max, Max! du wirst zu spät in die Schule kommen, steh doch auf!“ Moritz schreit im höchsten Diskant und Max fährt aus seinem Träumen empor; ängstlich forschet er dann, während er sich wäscht und anzieht, in des Bruders Zügen. Aber die sind so glatt und harmlos, wie immer.

Mit klopfendem Herzen öffnet er die Thür zum Frühstückszimmer.

„Na, endlich, du Langschläfer!“ begrüßt ihn Onkel Erichs fröhliche Stimme; kein Groll tönt ihm daraus entgegen. Papa nickt ihm von seiner Morgenzeitung freundlich zu und Susas Finger streichen ein Butterbrot für ihn.

„Guten Morgen,“ sagt Herr Falk dicht vor ihm und blickt ihn aus gütigen Augen an. „Geht es schon besser?“

Da kann Max nicht länger an sich halten; seine Augen verschleiern sich und ohne ein Wort hervorzubringen, stürzt er aus dem Zimmer.

Oben in seinem Kämmerchen ist er wieder allein. Nun weiß er, Herr Falk hat nichts verraten, nichts gesagt über seine böswillige Fälschung, hat ihn nicht bloßgestellt vor den andern, hat ihn geschont, ihn, der es so wenig verdient.

Durch die angelehnte Thür kommt Herr Falk zu ihm herein, beugt sich über seinen Sessel und streicht ihm das wirre Haar aus der Stirn.

„Laß das, Max. Ich will andere Beweise für deinen guten Willen zur Besserung haben“, sagt er ernst.

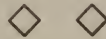
Da reißt Max aufschluchzend des Erziehers Hand an seine Lippen.

„Verzeihen Sie mir, o bitte, verzeihen Sie mir.“

„Ich hab dir schon verziehen, mein Junge. Ich hab dir schon verziehen, als ich hinter Budapest noch einmal den Brief vor meine brennenden Augen hielt und durch den Tränenschleier die Fälschung erkannte. Aber ich unterbrach meine Reise nicht, habe meinen Eltern ein paar glückliche Tage bereitet — und fleißig war ich, mit diesen meinen Händen habe ich beide Stuben geweißt.“

Da muß auch Max lächeln, aber sein Gesicht wird wieder ernst, als ihm Herr Falk fest in die Augen blickt und sagt: „Aber die Geschichte bleibt ganz unter uns, Max. Davon sagen wir zu keinem ein Sterbenswort . . .“

Herr Falk und Max sind die besten Freunde geworden; jedes einzelne Glied des Dreigespanns kann es auch bestätigen.



Die jüdischen Familiennamen und ihre Deutung.

Eine Studie von Dr. Hans Gideon (Zglau).

Vorliegender Aufsatz soll, liebe Kinder, ein Deutungsversuch der jüdischen Familiennamen sein; er soll die wichtigsten Richtungslinien zu selbständiger Erklärung euch angeben, soll euch mit der Geschichte der jüdischen Familiennamen vertraut machen und euch zeigen, wie auch hier eine hochgesinnte Absicht eines großen Kaisers von Judenfeinden teilweise mißbraucht wurde. Jüdische Familiennamen führen die Juden in Oesterreich erst seit dem Jahre 1782, aber erst im Jahre 1787 wurden sie durch ein Patent Josef II. dazu gezwungen, bestimmte erbliche Familiennamen anzunehmen. Denn die

Judenfeinde waren besonders in Polen am Werke, den Juden die allerlächerlichsten Namen anzuhängen. Die Kommissionen, die vom Bürgermeister der betreffenden Gemeinden gewählt wurden, bestanden aus Leuten, die gar kein Verständniß für ihre Aufgaben hatten, dafür an Roheit und Judenfeindlichkeit sich gegenseitig überboten. Anstatt auf einem schon einigermaßen festen Grund weiterzubauen — denn einzelne Zunamen besaßen die Juden schon damals —, benahmen sie sich täppisch und erfanden Namen, die den jeweiligen Träger in den Augen seiner Mitbürger lächerlich machen

mußten. Solche lächerliche Namen, welche trotz ihrer Lächerlichkeit, und dies sei zum Ruhme unseres Volkes gesagt, durch ihren Träger zu Ansehen kamen, so daß man oft ihren spöttischen Nebensinn ganz vergaß, sind z. B. Rubinstein, Bernstein, Kuh, Mandelstam, Süßkind, Zuckermandl und andere. Das sind aber noch die zahmsten Namen wie Kirschrot, Rothensies (aus Nothen sie 's), Ochs, Rindskopf,

Pulverbestandteil, Kanarienvogel, Gelentwasser, Veilchenduft, Groberkloß, Küßemich, Feiglstock findet man in Galizien nicht selten. In den meisten Fällen sind heute die Behörden so einsichtsvoll und human, eine Aenderung solcher Familiennamen, deren Entstehung nur der Boswilligkeit ungebildeter, gemeiner Leute zu verdanken ist, zuzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fuchs und das Wiesel.

Aus „Die Sagen der Juden zur Bibel“.

Gesammelt und bearbeitet von Micha Josef bin Gorion.*

Und der Sohn Sirachs erzählte;

Es geschah, nachdem der Todesengel die Tore hinter Milham geschlossen hatte, sprach der Herr zu ihm: Wirst ins Meer von jeglichem Geschöpf je ein Paar und über die anderen sollst du die Herrschaft haben. Da tat der Todesengel also und fing an von allen Tieren je ein Paar ins Wasser zu werfen. Als der Fuchs dies sah, was tat er? er stellte sich vor den Engel hin und begann zu weinen. Da frug ihn der Todesengel: Wessenthalben weinst du? Sprach der Fuchs: Ich weine über meinen Genossen, den du ins Meer geworfen hast. Frug ihn der Todesengel: Wo ist denn dein Genoss? Da stellte sich der Fuchs an das Ufer des Meeres, und der Todesengel sah seinen Schatten im Wasser und meinte, er hätte einen Fuchs schon ins Wasser geworfen gehabt. Da sprach er zum Fuchs: Nun gut, so kannst du gehen. Da lief der Fuchs davon und war entronnen. Und er traf unterwegs das Wiesel und erzählte ihm alles, was geschehen war und was er getan hatte. Da ging das Wiesel und machte es mit dem Todesengel auch so, wie der Fuchs es getan hatte, und auch das Wiesel war entronnen:

Und es geschah nach Jahresfrist, da versammelte Leviathan alle Geschöpfe, die im Meere wohnten, um sich; aber es fehlten der Fuchs und das Wiesel, die nicht in das Meer gekommen waren; da frug Leviathan nach den beiden, und die Tiere erzählten ihm, was der Fuchs getan hatte und wie er und das Wiesel durch ihre Klugheit dem Wasser entronnen waren, und sprachen vom Fuchs, er sei der Weiseste von allen.

Als Leviathan vom Fuchs erfuhr, wie feindlich er sei, beneidete er ihn um seine Klugheit und schickte die großen Fische nach ihm aus und befahl ihnen ihn zu überlisten und ihn zu ihm zu bringen. Da gingen die Fische und kamen ans Ufer und sahen gerade den Fuchs, wie er auf und ab spazierte. Der Fuchs sah die Fische ans Ufer kommen, da wunderte er sich und ging auf sie zu; da frugen ihn die Fische: Was bist du für einer? Und der Fuchs erwiderte: Ich bin der Fuchs. Sprach die Fische: Weißt du es nicht, welche große Ehre dir widerfahren ist, um dessentwillen wir hierhergekommen sind? Sprach der Fuchs: Was ist's?

(Schluß folgt.)

*) „Die Sagen der Juden zur Bibel“. Es ist soeben der erste Band „Die Urzeit“ der in sechs gleichstarken Büchern geplanten Edition der „Sagen der Juden“ erschienen. Es soll ein Bild von der ganzen jüdischen Sagenwelt, die auf die Bibel Bezug hat, gegeben werden. Herausgegeben von der Literarischen Anstalt Ritten & Loening in Frankfurt a. M. Verdeutsch von Rahel Hamberg-Verdyzewski. Buchausstattung von Prof. E. R. Weiß. Broschirt Mk. 6.—.



vergessen	שָׁכַח	ihr werdet verkaufen	תִּמְכְּרוּ
Vieh	מִקְנֶה	" "	תִּסְפְּרוּ
Feind	אֹיֵב	sie werden fliehen	יִבְרְחוּ

לֹא תִמְכְּרוּ אֶת עֲדָרְנוּ. מָתִי תִסְגְּרוּ אֶת שְׁעַר־הַחֵצֵר?
 הַיּוֹם נִשְׁמַר אֲנִיחֶנּוּ אֶת הַמִּקְנֶה, וּמָחָר תִּשְׁמְרוּ אֹתָם. אֲנִשִּׁי
 הָעִיר לֹא יִסְגְּרוּ עוֹד אֶת הַשַּׁעַר. הֲתִשְׁפְּכוּ אֶת הַמַּיִם אֶרְצָה?
 כָּל אֲנִשֵּׁי־הָעִיר יִבְרְחוּ מִפְּנֵי הָאֹיֵב. אִם תִּשְׁפְּנוּ בָּעִיר הַזֹּאת,
 גַּם אֲנֹכִי אֵשְׁכֵן בָּהּ.

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 8 lautet:

Die Lade war eine hölzerne Lade. Die Bundestafeln waren steinerne Tafeln. Diese Geräte sind silberne Geräte. Er sah dort einen silbernen Leuchter. Gegen Abend kam er vom Felde. Dieser Baum ist ein Fruchtbaum. Abel war ein Schafhirt. Cain war ein Erdbearbeiter. Wem gab der König eine goldene Kette?

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 8:

Rebus: Ungeäuertes Brot und bittere Kräuter.

Buchstabenrätsel: Lea, Tusch, Kirche, Siegel, Liter, Brut, Rot, Graus, Naht, Act, Dper, Grippe, Leitung, Saat = das Pessachfest.

Rätsel.

Rebus:



N. Feder.

Rätsel.

Es ist einerlei ob ich zu einer Zahl 3 multipliziere, oder ob ich sie mit 3 multipliziere. Welche Zahl ist es?

Ein Hirt der Schafe und Gänse weidet, sagt: „Meine Herde hat 36 Köpfe und 100 Füße.“ Wieviel Schafe und wieviel Gänse hütete er?

Ein Knabe gab in einer Gesellschaft folgendes Rätsel:

a) Wie alt bin ich, wenn meine Mutter 2mal so alt ist als ich und noch 11 Jahre älter, der Vater 3mal so alt ist als ich und 5 Jahre älter und wenn wir zusammen 100 Jahre alt sind?

b) Wie alt ist jeder von uns?

Carl Rudinger, Pilsen.

Zweimal hats das Wort gegeben,
Einmal nur gehalten,
Nie sah ichs im Sterben,
Doch haben es alle Gedanken.

Mit „a“ bin ich des Landmanns Schrecken,
Mit „ü“ siehst du mich sanft erheben,
Mit „e“ bin ich wohl im Land
Als ein Gelehrter unbekannt